

Professor Dr. Heiner Faulenbach
Universität Bonn
DF 9 KY

Was will die Ökumene?

Referat für die Zusammenkunft des "Conveniat",
des ökumenischen Freundeskreises
von Funkamateuren im kirchlichen Dienst

Kloster Kreuzberg am 19.4.2001

Vorverständigung:

Dies Referat streift aus der Sicht eines in einer Unionskirche lebenden reformierten Kirchenhistorikers vieles, bezieht Positionen, vermittelt Grundsätzliches, diskutiert nicht eine Vielzahl von Einzelpapieren. Es soll einleiten in eine hoffentlich rege Debatte, in der alles nachtragbar ist, was von mir bewusst oder aus Unkenntnis ausgelassen wird. - Damit zur Sache, zum Thema, das so weitläufig ist, wie es auf dem bewohnten Erdkreis, der Ökumene, Christen gibt, und doch so einfach ist; denn es gibt nur einen Herrn der Kirche.

Damit mein Gedankenbogen verständlich bleibt, vorab die Gliederungsgesichtspunkte:
Einleitend versuche ich unsere ökumenische Ausgangslage zu umreißen.

Das mündet ein in zwei ganz knappe Grundfeststellungen zum Ökumeneverständnis.
Diese beiden Thesen werden dann in unterschiedlich langen Ausführungen unter den vier Stichworten Begegnung als Polemik, Begegnung als Irenik, Begegnung in praktizierter Frömmigkeit und Begegnung der Theologien entfaltet.
Zum Abschluss nehme ich Bezug auf das Lima-Papier und die Erklärung zur Rechtfertigungslehre, also die aktuelle katholisch - protestantische Begegnungssituation.

Einleitung

“Wollte Gott, ihr hieltet mir ein wenig Torheit zugut”. Nur mit diesem Eingangssatz zum 11. Kapitel des 2. Korintherbriefes trete ich vor Euch, die Ihr alle Eure festen Erwartungen, Meinung und Antworten zu unserem Thema habt. Ich gehe zwar davon aus, dass Ihr Matth. 7 -richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet-beherzigt; aber ihr habt ein Wissen und einen Standpunkt in und um dieses Thema. Dem könnte ich am Ende nicht gewachsen sein.
Doch ich erinnere Euch wie mich an Daniel vor Darius und vertraue wie er in schwieriger Lage darauf, die rechten Worte zu finden zu einem der spannungsreichsten, voller Dissonanzen steckenden wie vielleicht alle Not zwischen Christen wendenden Thema. Geborgen und beschützt von oben trete ich vor Euch und lade ein zu einem offenen Diskurs im Angesicht einer mit ekklesiologischen Fußangeln über alle Masse gespickten Löwengrube .

Diese wenigen persönlichen Worte markieren: Bevor die Kirchen Glieder der modernen Ökumeneorganisation wurden, sprachen einzelne in einer schon früh vielfältigen, von Spaltungen bedrohten Christenheit. Ebenfalls

will die Ökumene von ihren neuzeitlichen Wurzeln her Bibelbewegung sein. Es geht um das rechte Verstehen des Wortes Gottes, die Umsetzung alt- wie neutestamentlichen Glaubenslebens in die Bedingungen der seit 1789 zunehmend säkulareren Welt. Worte des lebendigen Gottes, verkündigt in der Glaubenshoffnung Fides ex auditu wie sakramental empfangen als Mysterion salutis, getragen auch von einem Ministerium, den Amtswaltern Gottes, über deren Verständnis kein Einvernehmen unter Christen besteht, sie wurden stets als fundamental für die Kirche betrachtet.

Ganz gewiss gilt dies für all jene missionarischen Kräfte, die seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts daran gingen, Ökumene vor Ort zu wagen wie weltweit zu bauen. Geht es also in der Ökumene um die Bibel, dann sogleich um die Sendung der Kirche in alle Völker, dann geht es um Jüngerschaft und Nachfolge, dann bindet alle die eine Taufe. Also Wort, Auftrag, Sakrament, Lehre, Leben stehen im Sendungsbefehl von Matth. 28. Was steckt sonst noch hinter oder in dieser Missio? Eindeutig können Antworten dazu nur via negationis gegeben werden: Wir behaupten von Gemeinde, Kirche und Ämtern steht an diesem Ausgangspunkt des Gotteswortes an alle Völker nichts.

Genau das wussten all jene, die die moderne Ökumene Zug und Zug entwickelten, es ging um einen Auftrag an life and work von Christen in historisch unterschiedlich entstandenen und sich entfaltenden Gliedern am Leibe Christi. Und diesen einen Auftrag verstand man ekklesiologisch so, dass keine Kirche Exklusivansprüche erheben kann. Man sah, dass Kirche sich in Konfessionen, Denominationen ausgebildet hatte.

Weil aber das Konfessionelle und Denominationalle die Wahrheit des Evangeliums begrenzt wie schädigt, erkannte man als Aufgabe, dass Kirchen um der Menschen willen, denen das Evangelium zu sagen ist, die zwischen ihnen aufgerichteten Barrieren abreißen, Gräben alter wie neuer Missverständnisse zuschütten müssen. Das war und ist eine Hauptaufgabe von Ökumene seit ihren Anfängen.

Mit all dem ist in Umrissen ein typisch evangelischer Zugang in unser Thema eröffnet. Ein Zugang, der historisch besehen von protestantischen wie anglikanischen Kirchen beschritten wurde, ein Weg in die anhaltenden Aufgabenstellungen der in der Ökumene organisatorisch zusammenstehenden Christen und ihrer Kirchen. Ein römisch-katholischer Christ wird so kaum ansetzen. Historisch besehen fehlte die Stimme Roms jahrzehntelang in der Ökumene. Rom war

weder 1910 in Edinburgh dabei, noch war man Gründungsmitglied des ÖRK 1948 in Amsterdam. Rom, stets eingeladen zum Mitmachen, war lange nur Beobachter des ökumenischen Wachstumsprozesses. Erst das II. Vaticanum verwandelte die bisherige Abstinenz. Erst seit der Vollversammlung des ÖRK 1968 in Uppsala wird Rom vollberechtigtes Teilmitglied des ÖRK durch Eintritt in dessen I. Hauptabteilung, die Kommission für Glaube und Kirchenverfassung.

Die vormalige Abstinenz wie die nur bedingte Mitwirkung Roms in der Ökumene hat Gründe. Ich greife exemplarisch dazu nur heraus: Der Codex Iuris Canonici in der von Papst Benedikt XV. promulgierten Form von 1917 kennt das Stichwort Ökumene überhaupt nicht.

Und die aufgrund des II. Vaticanums unter Papst Johannes Paul II. neu erstellte Fassung des römischen Kirchenrechts aus dem Jahr 1983 nennt in Kanon 755 zwar als Ziel der ökumenischen Bewegung die Wiederherstellung der Einheit unter allen Christen und dass sollte als positive Rezeption des ökumenischen Wollens aller anderen Kirchen gesehen werden, aber der gleiche Kanon klammert diese Zielsetzung ein. Denn es ist die Aufgabe des ganzen Bischofskollegiums und besonders des Apostolischen Stuhls, Ökumene bei Katholiken zu pflegen und zu leiten und dies als die Gesellschaft, die gemäß Kanon 204 sich exklusiv als Kirche definiert.

Die römisch-katholisch Ekklesiologie setzt auf diesem Wege dogmatisch eine Grenzlinie sowohl hinsichtlich eines dogmatischen Einlassens auf andere Kirchenverständnisse als auch hinsichtlich praktischer Zusammenarbeitsformen, die nur nach Autorisierung von höchster Stelle möglich sind.

Versuchen wir, diese uns allen bewusste, differente Ausgangslage von offener und exklusiver Ekklesiologie aufzunehmen. Wie ging und geht man damit um? Oder, welche Chancen hat Ökumene trotzdem?

Wir sind Christen - 40 Jahre feiern wir Conveniat - Wir sind Glieder verschiedener Kirchen - Wir bekennen eine heiligen Kirche; aber es kann schon Probleme geben, wenn das zweite Adjektiv zu Kirche hinzugefügt wird.

- Heißt es: heilige katholische Kirche,
- heilige christliche Kirche oder
- heilige allgemeine christliche Kirche?
- Was glauben wir im Blick auf die eine Kirche?
- Ist sie sichtbar präsent?
- Ist sie unsichtbar zukünftig?
- Ist sie gegenwärtig ein Corpus mixtum von Sündern und Heiligen Gottes?

- Ist das Petrusamt Repräsentant der Kirche Jesu Christi?
- Sind wir allzumal Sünder, gilt das nicht auch für die Kirche?

Die Fragen lassen sich leicht mehren. Antworten füllen Bücher. Wie eine Steigerung derartiger Fragen können wir es ansehen, wenn wir nach der Ökumene fragen. Oder sollten wir sagen, nach der Ökumene ausschauen? Unser Thema ist allein schon komplex, wenn Ökumene begrifflich genau festgelegt werden soll. Und noch schwieriger ist es, wenn der Akzent auf "was will" die Ökumene liegt.

Einerlei, was heute morgen passiert, wie alle haben unsere geprägten Positionen und Vorverständnis zu unserem Thema. Wir alle unterliegen der impliziten Hermeneutik je unserer Konfession. Daher kann ein Gespräch zu diesem Thema wohl nur gelingen, wenn ein jeder sich wie allen anderen zugesteht "Vater vergibt, denn sie wissen nicht was sie tun"!

Meint doch diese Bitte, dass wir uns zwar in aller Aufrichtigkeit bemühen, uns verständlich zu machen, dass wir willentlich auch nicht verletzen wollen, aber alle Erfahrung um Ökumene, in der Ökumene führt immer wieder vor die erschrocken im Nachhinein bemerkte Tatsache, dass eine jede Sicht, auch unsere Sicht der einen Kirche verletzen kann. Es geht um die Wahrheit unseres Bekenntnisses der einen Kirche, gewiß auch zur einen Kirche. Vergebt mir also, wo ich irre. Lasst uns zusammentragen, wo wir einig sind, und laßt uns friedfertig nach vorne sehen auf das, was als Ökumene kommen könnte.

Mit diesem ersten Gedankengang haben wir ziemlich genau in einem wesentlichen Kernstück schon erreicht, was Ökumene in einem organisatorischen Sinn seit der Weltmissionskonferenz von Edinburgh 1910 war und seither will:

- Zusammenkommen,
- Lehre und Lebensformen der Kirchen miteinander ins Gespräch bringen,
- sich wechselseitig verständlich machen und verstehen,
- das Gemeinsame umschreiben und gar verbindlich erklären,
- zumindest aber mehr und mehr gemeinsam tun.

Kurz: Ökumene war und ist unter stets neuem Kontext ein conveniere in der Spannung von dissentiere bis hin zu consentiere von Christen und ihren Kirchen. Implicite ist solches Zusammenkommen von allem Angang an ein Movement for faith and order, ein praktiziertes Christentum im Rahmen von Glaubenslehre und

kirchlichen Ordnungen. Aber eben ein Movement, das nicht stehen bleibt am erreichten Zustand.

Als Kehrseite dieser Feststellung sei nur an dieser Stelle angemerkt, dass es auch unbewegliche, d.h. antiökumenisch orientierte fundamentalistisch oder pfingstlerisch orientierte Kirchen gibt, die sich 1948 als International Council of Christian Churches zusammenfanden.

Ökumene in dem von uns beschriebenen Sinn als Movement war und ist eine Herausforderung an alle jene, die für sich einst blieben, als die heutige ökumenische Organisation begann sich zu organisieren, seien das nun orthodoxe oder römisch-katholische Christen, die sich aber dann doch zu unterschiedlichen Zeitpunkten auf das Ökumene geschehen einließen.

Der Zeitpunkt des Eintritts in die ökumenische Bewegung stellt immer erneut die gleichen Verständigungsaufgaben zwischen dem, der neu hinzukommt, und jenen, die schon länger dabei sind. Daher kommen alle wichtigen theologischen Themen, die die Beziehungen von christlichen Kirchen begrenzen oder zulassen immer wieder neu auf die Tagesordnung, speziell das Kirchenverständnis, die Sakramentenlehre, die Ämterfrage.

In diesen Komplexen laufen theologisch notwendige Findungsprozesse. Die Wiederkehr formal gleicher Themen hat also letztlich kein retardierendes, bremsendes Motiv, sondern es geht stets um Vorwärtswentwicklungen, die alle, die schon in der Ökumene sind, stets mit einem neuen Ökumenemitglied nochmals durchlaufen müssen. Je mehr Mitglieder die Ökumene hat, desto komplizierter laufen die Gesprächslinien.

Die Ökumene war von Anbeginn für alle christlichen Kirchen offen. Faktisch zeigte sie sich in den Anfängen dominant protestantisch gebildet. Da war theologische Einheit ökumenischen Wollens tendenziell leichter erreichbar, als nach dem Beitritt der orthodoxen Kirchen und noch komplizierter wurde es, als die Römisch-katholische Kirche die Mitarbeit in der Ökumene aufnahm.

Historisch erklärt sich ein Stück weit alles theologisch noch Ungeklärte in den Beziehungen der Kirchen, die zur Ökumene gehören. Ungelöst ist noch vieles, weil einige Kirchen bezogen auf den zeitlich mit dem Jahr 1910 fixierbaren Ausgangspunkt der modernen ökumenischen Bewegung erst spät in die ökumenischen Prozesse einstiegen und daher Erfahrungen nachholen, Positionen überdenken müssen, die andere schon aufgearbeitet und gemacht haben. Insbesondere für das uns, so unterstelle ich,

betont interessierende Feld der Beziehungen von Katholiken und Protestanten ist dies zu veranschlagen.

Meine zentralen Thesen:

Halten oder bringen wir uns also in Bewegung und fragen nach, was Ökumene des Näheren heißen kann. Rufen wir uns dazu die gängigsten Ökumeneverständnisse bzw. Ökumenekonzeptionen in Erinnerung. Dazu mögen zwei Feststellungen genügen:

Die erste Grundfeststellung lautet:

Kirche lebt überall in Traditionslinien. Die Gewichtung der Tradition ist zwar überall unterschiedlich, kann gar theologisch bedeutungslos erscheinen, aber Geschichte ist in markierbaren Grenzen überall präsent. Das bestimmt sowohl den Zugang zur Ökumene, ihre gegenwärtigen Lebensformen wie ihre Chancen.

Die zweite Grundfeststellung:

Trotz der historisch gegebenen Trennung der Kirchen gab es immer zwischenkirchliche Kontakte und Begegnungen. Nur die Formen wechselten.

Zu beiden Feststellungen nun erläuternde Einzelbemerkungen:

1. Zur Tradition von Kirchen gehört ihre Begegnung. Begegnung der Getrennten war durchgängig Polemik. Begegnung als Polemik war aggressiv und wollte Irrtümer beim je anderen aufdecken. Irrtümer waren in Lehre wie Leben von Kirchen Krankheiten, die gebessert werden sollten.

Im Streit durchgesetzt führte das zu Glaubenskriegen. Theologisch-politisch rezipiert führte dies etwa zur obrigkeitlich verantworteten Reformation oder Gegenreformation oder im privaten Bereich zur Konversion in diese oder jene Richtung. Der Erfolg bestimmte Sieger und Besiegte. Polemik war Streit- gar Kriegswissenschaft ausformuliert als Dogmatik oder Kirchenrecht, abgestützt durch Kirchenzucht, Beichtstuhlpraxis, kirchliche Lebensformen.

D.h. Polemik leitet unmittelbar über in christliche Lebensgestaltung, liturgisches Handeln, missionarische Verkündigung, wissenschaftliches Ethos oder künstlerische Fassung des Glaubens. Polemik betont das Besondere, Eigene je einer Kirche, neigt dazu, den anderen zu verurteilen. Vor allem aber fixiert Polemik die eigene Kirche als die wahre, sie ist orthodox, steht in der Mitte; alles andere wird zumindest an den Rand gedrängt. So hat etwa das Luthertum sich in der Mitte zwischen orthodoxen, Anglikanern und römischen Katholiken bis weit ins 20. Jahrhundert gesehen. Ob solches

Denken von der Mitte, wohl gemerkt von der Mitte der Schrift, des Evangeliums, der Confessio Augustana, d.h. von der Rechtfertigungslehre her wirklich überwunden ist, darf angezweifelt werden, ist doch "Mitte" für andere ein theologisch anders besetzter Topos, wenn es z.B. um die Wahrheit bestehender hierarchischer Ordnung geht, die als *iure divino* gegeben gilt. Mithin ist Mitte ein konfessionsspezifisch besetzter Parameter.

Drängten einst die protestantischen Polemiker die Katholiken an den Rand der Wahrheit, so waren Katholiken daran gewöhnt, Unglauben im Protestantismus zu entdecken. Was lieferten zu solchen Verfahren nicht das Tridentinum und das Konkordienbuch für Waffenarsenale. Das Rühmen der Wahrheit bei sich selbst führte zum Anathema, der Feststellung des Unheils bei den anderen. Denken wir bitte stets daran, es ist Lehre, die derartige Urteile fällt, die christlichen Glauben ungefragt normiert. Aus heutige Sicht kann jede Spielart von Polemik immer nur die schlechteste Form von Begegnung zwischen Christen verschiedener Konfession sein. Dabei gilt es die selbstkritische Frage zu stellen, ob gegenwärtige Vorbehalte gegenüber bestimmten Lehr- und Glaubensüberzeugungen nicht wechselseitig nur die friedfertige Form einst angriffslustiger Polemik ist.

2. Zur Geschichte der zwischenkirchlichen Beziehungen gehört immer wieder auch Versöhnungshandeln. Begegnung als Irenik war und ist eine Zwillingschwester der Polemik.

Statt strittiger Auseinandersetzung war und ist die Zielsetzung eine engagierte Versöhnung getrennter Christen und ihrer Kirchenwesen. In der Irenik wurden bis in die Gegenwart wirkende Einigungskonzeptionen entwickelt. Einigung zur Überwindung der durch die Reformation gespaltenen abendländischen Kirche meinte Union auf der Basis eines humanistisch-wissenschaftlichen Bildes der Lehre und des Lebens der Alten Kirche.

Durch einen Rückgriff auf einen alten Idealzustand der Kirche sollte eine erneuerte Universalkirche gebildet werden, die die durch die Reformation aufgeworfenen Lehr- und Lebenskonflikte reduzieren wollte auf die fundamentalen, d.h. jeden Christen bindenden Heilsgüter und Glaubenslehren. Reduktion der Vielfalt der theologisch-kirchlichen Wahrheitsansprüche des 16. Jahrhunderts auf die Einheit in der Wahrheit, wie sie von Nizäa bis Chalcedon erstritten wurde, war das Konzept.

Ein Konzept freilich, dass die gerade durch die Geschichte der Dogmenentwicklung bis ins 5. und 6. Jahrhundert auftretenden alte Kirchenspaltung völlig übersah und damit hinsichtlich der Gruppe der monophysitischen Christen für die gegenwärtige Ökumene untragbar ist.

Irenische ökumenische Strategien können unter Bezug auf die Alte Kirche mithin nur dann sinnvoll eingesetzt werden, wenn das *Credo unam sanctam ecclesiam* ohne verdeckte Verurteilungskriterien verstanden wird. Kann man aber in den so genannten christlichen Großkirchen eine Ekkesiologie so ausformulieren, dass die chalcedonensische Christologie und ihr Appendix in der Abendmahlslehre herausfällt?

Die Antwort lautet: Bisher nicht!

Trotz dieser Anfrage, Irenik sollte als guter Schritt hin zur Ökumene immer praktizierte Grundhaltung unter Christen sein; denn prinzipiell intendiert sie eine Gleichberechtigung unterschiedlicher Bezeugungen des christlichen Glaubens.

Es gibt hier keine Kirche in der Mitte, bei der alle Wahrheit ist. Das cyprianische römisch-katholisch verstandene *extra ecclesia nulla salus* hat hier keine Kraft.

Es gibt für Ireniker keine exklusive Amtskirche mit Ämtersukzession und Lehrtradition an der das Heil hängt, sondern zentral ist für sie bei der Reduktion der Lehre wie es Erasmus Reformationswirklichkeit mit ihrer Spaltung aufarbeitend 1532 in seiner *Precatio ad Dominum Jesum Christum pro pace ecclesiae* und nochmals ein Jahr später in *De sarcienda ecclesiae concordia* aussprach die Vorstellung einer nach vorne gerichteten Wiedergutmachung am Flickenteppich Kirche.

Synkatabasis, d.h. es soll nach Übereinstimmung der Art gesucht werden, dass von beiden Seiten einer Spaltung her Akkommodation in den je anderen Teil eingeleitet wird. Kein hierarchisches Mater-Filia-Prinzip, keine Aufforderung an getrennte Brüder zurückzukehren in den Schloss der Kirche leitet humanistische Irenik, sondern der Primat der Liebe Gottes in Christo bewegt, bannt die Geister der Unversöhnlichkeit, stellt sich gegen die Scheiterhaufen wie alle Gewalt, die zur Regelung von Glaubensfragen eingesetzt wurden.

Und aus diesem Geist heraus wurde die Rückkehr zu den Quellen des Wortes Gottes wie dessen Verständnis bei den Kirchenvätern betrieben. Reduktion meinte unter dieser Prämisse das Wesentliche, unstrittige in allen Glaubensdingen.

Als ein Kriterium blieb dieser Ansatz für ökumenische Vergleichsgespräche bis heute gültig. Die Grenze dieses Ansatzes wurde und wird jedoch auch sichtbar; denn Reduktion auf eine alte kirchliche Wirklichkeit unterschätzt die Stärken von Tradition im Leben der Kirchen einschließlich der Überzeugung von der Entfaltung der Glaubenswahrheiten im Fortgang

der Zeiten. Reduktion beschneidet Tradition wie Dogma.

Es hat Versuche gegeben, solcher Beschneidung zu entgehen. Das passierte auf dem so genannten linken Flügel der Reformation. Ireniker spiritualisierten den Kirchenbegriff. Die Vertreter eines mystischen Spiritualismus lehnten alle Formen sichtbarer Kirche ab, verlangten die Auflösung aller bestehenden Kirchen. Dieses Konzept musste scheitern angesichts der Faktizitäten von Kirchentüchern.

Aber ein Moment dieser Radikalen blieb erhalten: Geht es in der Ökumene darum, dass sich über alle Lehr- und Kirchengrenzen hinweg die durch Gottes Geist in der Einheit des Glaubens Berufenen finden, so ist dies sowohl mittelalterlich mystisches wie protestantisch-spiritualistisches Erbe, das in katholischer wie evangelischer Linie ins 19. wie 20. Jahrhundert führt.

3. Christen verschiedener Konfessionen begegnen sich immer wieder in der rituellen Umsetzung ihres konfessorisch unterschiedlich akzentuierten Glaubens. Begegnung in praktizierter Frömmigkeit etwa im gemeinsamen Gottesdienst, Gebet oder Liedgut war und ist ein Teilstück ökumenischer Wirklichkeit. Als Ausgangspunkt dazu ist zu bedenken, dass Christen sich auch immer wieder über ihre Kirchengrenzen hinweg zusammenfanden zur Abwehr falscher Lehren, seien das z.B. atheistische oder nihilistische Aufklärer des 18. oder neuheidnisch-totalitäre Ideologien des 20. Jahrhunderts gewesen.

Zusammenschluss zur Bekämpfung von Glaubensfeinden setzt voraus, dass die solche Haltung praktizierenden Christen einen tradierten ekklesiologisch-konfessionellen Partikularismus je länger je mehr aufgaben und universal-kirchlich denken und handeln. Aus diesem historischen Ansatz entstanden eine Una sancta Bewegung, lebt das universalkirchlich orientierte Denken und Handeln in der Organisation des ÖRK, aber auch Roms.

Betont man in der Geschichte der ökumenischen Bewegung auch dieses theologische Erbe, pflegt und entwickelt gerade dies, so darf nicht übersehen werden, dass verdeckt wie bewusst damit Frontstellungen verbunden sein können. Solche Fronten sind nicht immer sichtbar.

Es sei aber daran erinnert, dass Abwehr konservativ das Bestehende schützen kann, wie die Debatte um die Liturgiereform in der Römisch-katholisch Kirche lehrt, oder das Antirassismusprogramm des ÖRK erweckte bei anderen den Eindruck, dass Ökumene avangardistisch links stehe und daher diesem Weg zu wehren sei. Das hier wirkende Erbe ist mithin

ambivalent und fallweise daraufhin zu überprüfen, ob und wie es der Verkündigung des Heils Gottes an alle Welt dient und dadurch Trennendes in der Christenheit minimiert.

4. In einer gewissen historischen Tiefe haben wir damit Chancen und Grenzen von Ökumene vor Augen. So wichtig dies alles war und ist für das Wollen in der Ökumene, Entscheidendes fehlt noch und das muss breiter als die drei bisherigen Stichworte Begegnung als Polemik, Irenik oder in praktizierter Frömmigkeit dargelegt werden.

Soll Ökumene mehr als eine Chance sein, mehr als von einzelnen praktiziertes christliches Universalkirchentum dann bedarf es der Begegnung der Theologieen. Konsens, zumindest Annäherung in der Lehre, das muss aus den Traditionslinien der Kirchen erarbeitet werden.

Soll Ökumene mehr sein als durch eine Großkirche in apostolischer Sukzession sichtbarzeichenhafte Institution oder durch andere geschaffene Gemeinschaftsorganisation ohne ekklesiologischen Führungsanspruch, so muss der mühsamene theologische Weg der Suche nach Konsens beschritten werden.

Eine von allen Seiten getragene Ökumenische Theologie jenseits von Tridentinum, Vaticanum I und II, jenseits der Confessio Augustana, dem Zweiten Helvetischen Bekenntnis oder dem Book of Common Prayer muss gefunden werden. Das ist die Hauptmusik in der gesamten Geschichte der Ökumene. Eine Musik voller harmonischer Akkorde, voller Disharmonien, Abbrüche und Wiederaufnahmen eines Grundthemas in Variationen. Dirigenten, Konzertmeister und ganze Orchesterbesetzungen wechselten hier im Laufe der Generationen. Aber die Hauptmusik, der Cantus firmus, die Wunden in dem einen Leib Christi zu heilen, den Flickenteppich des Mantels um diesen Leib zumindest auszubessern, das macht Ökumene, Ökumenismus zum Modernsten in Theologie, Kirche und christlichen Alltag. Mögen wir auch noch so verzagt sein, weil uns das alles viel zu langsam geht.

Ökumene will Umsetzung sein von Petri Fischzug (Lk.5), nämlich ein Netzwerk, das ausgeworfen, in Fülle erntet zur Nachfolge.

Verlassen wir die Bildumsetzungen und sehen wir uns die Fäden an, die zum Netzwerk werden wollen. Im Zentrum auf dem Weg zum Lehrkonsens in der Ökumene steht ausgehend von der Pariser Erklärung von 1855 bis hin zur Grundaussage in der 1948 angenommenen Verfas-

sung des ÖRK das Bekenntnis zu unserem Herrn Jesus Christus als Gott und Heiland.

Diese Basisformel wurde 1961 zu folgender Einheitsformel erweitert:

“Wir glauben, dass die Einheit, die zugleich Gottes Wille und seine Gabe an die Kirche ist, sichtbar gemacht wird, indem alle an jedem Ort, die in Jesus Christus getauft sind und ihn als Herrn und Heiland bekennen, durch den Heiligen Geist in eine völlig verpflichtete Gemeinschaft geführt werden, die sich zu dem einen apostolischen Glauben bekennt, das eine Evangelium verkündet, das eine Brot bricht, sich im gemeinsamen Gebet vereint und ein gemeinsames Leben führt, das sich in Zeugnis und Dienst an alle wendet.

Sie sind zugleich vereint mit der gesamten Christenheit in allen Orten und zu allen Zeiten in der Weise, dass Amt und Glieder von allen anerkannt werden und dass alle gemeinsam so handeln und sprechen können, wie es die gegebene Lage im Hinblick auf die Aufgaben erfordert, zu denen Gott sein Volk beruft. Wir glauben, dass wir für solche Einheit beten und arbeiten müssen”.

Diese Einheitsaussage wurde ohne Beteiligung der Römisch-katholischen Kirche getroffen.

Roms Verhältnis zur Ökumene begann im Zeichen völliger Ablehnung, bzw. der Herausstellung des eigenen ökumenisch-ekkesiologischen Profils.

Die wichtigsten Texte dazu sind die Enzykliken *Mortalium animos* Pius XI. aus dem Jahr 1928 und *Mystici corporis* Pius XII. aus dem Jahr 1943. In diesen Texten ist die bis heute wirkende Vorstellung nachlesbar, dass Katholiken gehalten sind, für alle anderen Christen nicht als Fremde, sondern als solche, die in ihr Vaterhaus zurückkehren wollen, zu beten.

Sie sollen den Weg zur katholischen Einheit finden. Also nicht der Eintritt Roms in die Ökumene wurde lange thematisiert, sondern die letztlich seit dem 16. Jahrhundert bekannte Vorstellung von der Rückkehr in den Schoß der Römisch-katholischen Kirche lehramtlich wie mentalitätsmäßig verstärkt. Erst mit der Enzyklika *Johannes XXIII. Ad Petri cathedram* zeichnet sich 1959 eine neue Perspektive hinsichtlich der Ökumene ab.

Der Papst kündigte ein Konzil an, das -von außen besehen- nur als heilsame Unruhe und Aufbruch im Katholizismus gewürdigt werden kann. Papst Johannes hatte gewiß nie an ein

Konzil aller Christen gedacht, wie im ersten Augenblick hie und da unterstellt wurde.

Auch für diesen Papst war der Weg zur Einheit aller Christen nur als Weg der Umkehr zur katholischen Kirche denkbar. Doch katholische Theologen wie Congar, Küng, Rahner oder Tavard setzten noch vor Beginn des Vaticanums II andere Akzente. Sie sprachen nuanciert von Einheit als einer gemeinsamen Erneuerung aller Kirchen.

Diese beiden Sichtweisen bestimmten die Arbeit des 1960 gebildeten Sekretariats für die Einheit der Christen unter Kardinal Bea. Mit der ersten Konzilssession 1962 wurde sichtbar, dass auch die Römisch-katholische Kirche sich selbst als wandlungsfähig erwies.

Im Juni 1963 übernahm dann Paul VI. das Petrusamt. Im Blick auf die Weltkonferenz für Glaube und Kirchenverfassung in Montreal 1963 signalisierte der neue Papst zwar, dass es für das Zusammenwachsen der Kirchen vorrangig nicht um die Findung einer allseits akzeptablen Ekklesiologie gehen, sondern um die gemeinsame Bewährung aller Kirchen in der Welt, und damit hatte er ein zentrales Anliegen der bisherigen Ökumenebewegung positiv reagiert, aber bei der Eröffnung der 2. Session des Konzils erklärte der Papst kurz darauf, dass die Ekklesiologie das zentrale Thema der Beratungen sein solle. Zusammenarbeit mit der Ökumene und Gewinnung theologischer Klarheit in den eigenen Reihen, das bestimmt seither das spannungsreiche Geschehen innerhalb der Römisch-katholischen Kirche wie die von Hoffnungen und Enttäuschungen begleiteten Beziehungen Roms mit dem ÖRK, bzw. Roms mit den anderen Konfessionsbünden und Kirchen.

Ausgangspunkt für alles, was in der Ökumene seit dem II.Vaticanum geschah ist das Ökumenismusdekret *Unitatis redintegratio*.

Die Förderung der Wiederherstellung der Einheit unter allen Christen war als eine Hauptaufgabe im Konzil erkannt worden. Im Dekret heißt es, es sei unter den voneinander getrennten Christen eine Gesinnung der Buße und Sehnsucht nach Einheit in reicherer Fülle ausgegossen worden. Unter den von Rom getrennten Brüdern sei eine Bewegung zur Wiederherstellung der Einheit aller Christen entstanden, die Ökumenische Bewegung genannt werde.

Das Dekret entfaltet dann die katholischen Prinzipien des Ökumenismus, für die zentral ist, dass “Christus das Amt der Lehre, der Leitung und der Heiligung dem Kollegium der Zwölf” und in deren Nachfolge den Bischöfen mit Petri Nachfolger als deren Haupt anvertraut habe.

Man ist sich bewusst, dass in der einzigen Kirche Gottes von Anbeginn Spaltungen entstanden. Wer gegenwärtig in einer von der Kirche abgetrennten christlichen Gemeinschaft lebt, trägt kein Verschulden an den Spaltungsursachen.

Durch den Glauben an die Taufe gerechtfertigt und Christi Leib eingegliedert gibt es trotz bestehender Diskrepanzen keinen Grund von den Söhnen der katholischen Kirche nicht als Brüder im Herrn anerkannt zu werden. Katholiken werden aufgefordert mit Eifer am ökumenischen Werk teilzunehmen.

In der Umsetzung heißt dies: "Man muß den Geist und die Sinnesart der getrennten Brüder kennen. Dazu bedarf es des Studiums... Katholiken, die dazu gebührend gerüstet sind, sollen sich eine bessere Kenntnis der Lehre und der Geschichte, des geistlichen und liturgischen Lebens, der religiösen Psychologie und der Kultur, die den Brüdern eigen ist, erwerben. Dazu sind gemeinsame Zusammenkünfte, besonders zur Behandlung theologischer Fragen, sehr dienlich, bei denen ein jeder mit dem anderen auf der Ebene der Gleichheit spricht, vorausgesetzt dass die, die unter der Aufsicht ihrer Vorgesetzten daran teilnehmen, wirklich sachverständig sind."

In unmittelbarer Auswirkung dieses Konzilstextes wurde am Schlußtag des II. Vaticanums am 8.12.1965, dem Gedenktag an Mariae unbefleckte Empfängnis, das seit 1054 währende Schisma zwischen katholischer und orthodoxer Christenheit aufgehoben.

Und für alles andere, was seither in der Ökumene an Schritten aufeinander zu getan wurde, ist zu sehen, dass das Konzil faktisch den Hauptweg zur Einheit aller Christen prädestiniert hat mit der Aufgabenstellung der Förderung der gegenseitigen Kenntnis aller Brüder untereinander. Dies vollzog sich in nun rund 35 Jahren in einer Unzahl von Begegnungen, Fachgesprächen, gemeinsamen Papieren. Es entwickelte sich ein ökumenischer Bilateralismus. Rom spricht mit dem ÖRK, Rom und die Lutheraner, Rom und die Anglikaner usw.

Dazu gibt es z.B. die Gespräche und Vereinbarungen innerhalb protestantischer Denominationen.

Etwa die EKD und die Freikirchen, EKD und orthodoxe Kirche, EKD und Methodisten, EKD und Anglikaner. Überall wächst Verstehen und Aufeinanderzugehen, gibt es in diesem Bereich verbindliche Vereinbarungen.

Aber insgesamt: Ein Konzil aller wurde zwar erdacht, aber nicht -sollte ich sagen, bisher nicht- Wirklichkeit. Und nicht zu übersehen sind

die Warner, Kritiker und Verweigerer. Die Angst um den Verlust des eigenen Profils regiert überall im Hintergrund. Hier will man nicht weg vom Standort des Tridentinums, des Vaticanums I., dort fürchtet man den Verlust der reformatorischen Erkenntnisse.

Seien wir ehrlich, keine Kirche ist in der Bindung an ihre Lehrposition und christliche Lebenspraxis theologisch so weit, dass ein *magnus consensus*, der die Einheit aller Christen in einer Kirche begründen will, erreichbar erscheint.

Es geht vielen zu langsam vorwärts mit der Ökumene, mancher sieht gar schon länger Stagnation, gar Rückschritte. Aber ist es nicht einsichtig, dass gerade Rom, das historisch besehen erst sehr spät positiv auf die Ökumenische Bewegung reagiert hat, noch erheblich Zeit braucht um binnenkatholisch wie in den Beziehungen zu den anderen christlichen Kirchen die Erkenntnisse zu gewinnen, die das Fundament einer wirklich umfassenden katholischen Kirche der bewohnten Erde, der Ökumene, also nicht nur römisch-katholischen Universalkirche legen lassen. Und so besehen, waren die Verfasser des Ökumenismusdekretes weise, als sie sich wie allen anderen den Weg des Studiums vorschrieben.

Dieser Weg ist steinig. Er ist so schwer begehbar, dass manch einer sich verweigert. Aber er ist gangbar. Blicken wir auf die schon zurückgelegte Wegstecke.

Hinter allen Positionen steht die Erkenntnis, dass es eine tiefere und umfassendere Wirklichkeit der Kirche Christi gibt als sie in jeder einzelnen Kirche, mag diese alt oder jung sein, sichtbaren Ausdruck fand. Eine legitima traditio wird allseits und wechselseitig inzwischen unter Beachtung der Grenze gegenüber aller Häresie zugestanden.

Die Lehre der je anderen wird bona fide gedeutet. Schwierig ist der Punkt, ob katholisch Umfassenderes meint als römisch-katholisch. An einer solchen Problematik zeigt sich, dass die Grenzen einer legitima traditio in Diskussion stehen. Dabei ist unstrittig, dass die bis zum II. Vaticanum im römischen Katholizismus dominante ekklesiologische Leitvorstellung einer Reunion aller christlichen Gemeinschaften in die Römisch-katholische Kirche durch das Konzil revidiert wurde; aber akzeptiert wird diese Wandlung dennoch nicht überall.

Wille und Wollen von Ökumenikern geht von dem gemeinsamen Kirche-sein aller Christen aus. Dabei sind in unserem Lebensraum die Problemfelder aufzuarbeiten, die theologisch die Spaltung der abendländischen Kirche zur Folge

hatte. Das zentrale alte wie bis in die Gegenwart fortwirkende Grundproblem ist die Verhältnisbestimmung von Offenbarung und Überlieferung.

Die Reformatoren lösten diese Beziehung durch ein in der Spitze antilehramtliches Sola-Scriptura-Prinzip. Die Schrift, in deren Mitte Christus steht, legt sich selbst aus.

In der Auseinandersetzung mit der katholischen Position um die Grenzen des Bibelkanons konnten die Protestanten es jedoch nicht vermeiden, dass faktisch ihre Bekenntnisschriften normierende Funktion für die Auslegung der Bibel bekamen. In der abendländischen Kirche war dieses Problem dadurch gelöst worden, dass neben die Schrift als Glaubensquelle die mündliche Überlieferung getreten war, deren Reinheit und Wahrheit durch die apostolische Sukzession der Bischöfe gesichert wurde.

Diese durch das Lehramt der Kirche normierte Überlieferung hat, historisch besehen, die Auslegung der Schrift bestimmt. Theologisch wurde im Tridentinum festgehalten, dass das Evangelium in der Schrift und der Tradition enthalten ist. Dieses und wurde lange Zeit dahin verstanden, dass das Evangelium teils in der Schrift, teils in der Tradition auf uns gekommen ist.

Auf protestantischer Seite wurde das strikt abgelehnt und man sah sich in dieser Haltung bestätigt, als die Mariendogmen des 19. und 20. Jahrhunderts und die Lehrvollmacht des Papstes im I. Vaticanum beschlossen wurden. Nicht nur Protestanten sehen keine Schriftbegründung für diese Dogmen.

In der Auseinandersetzung um das und hat sich vor diesem Hintergrund in der Ökumene eine Überzeugung Anhänger gefunden, dass jede glaubensmäßige Überlieferung in sich wechselseitig anerkennenden Kirchen schriftgemäß ist. Das und zwischen Schrift und Tradition ist also ein hermeneutischer Schlüssel. Aus jeder Kirche können andere etwas lernen.

Die konkreten Kirchen sind alle Ausprägungen der wahren Kirche Christi. In der Bindung der Herzen an Christus erwächst die eine Kirche unter Einschluß unterschiedlicher theologischer Ausformulierungen von Lehre. Solches Denken hat seine Wurzel in der Tropenlehre eines Zinzendorf, in der komparatistisch angelegten Werken von Dogmatikern seit dem 19. Jahrhundert, stellvertretend für andere nenne ich den Katholiken Johann Adam Möhler und den Protestanten Philipp Marheinecke.

Das und führt mithin zur heute gängigen Vorstellung von der Einheit in der Vielfalt. Das wird häufig dialektisch gesehen, soll doch die katholische Kirche als höhere Einheit über allen

Gegensätzen der bestehenden Kirchen bewusst werden.

Oder anders formuliert, aus dem friedlich-ökumenischen Nebeneinander soll langfristig ein Ineinander werden.

Für dieses Ziel gibt es eine Perspektive:

Die geschichtlichen wie theologischen Gegebenheiten sind vorbehaltlos zu akzeptieren als Eigentümlichkeiten, die christliches Glaubenserkenntnis wie Glaubensleben in sich wandelnden Kontexten hervorbrachte. Kontextuale Theologie, d.h. historische Bedingungen erheben, sie in Gegenwart umsetzen als defizitäre Beziehungsverhältnisse, die beginnend in der Gegenwart immer mehr auf zukünftige Konvergenz ausgelegt ist, das will die Ökumene.

Das ist das Soll aller Ökumeneverhandlungen. Dokumente, seien das Konzilsbeschlüsse oder Bekenntnisschriften enthielten seit dem 16. Jahrhundert gegeneinander gestellte Abgrenzungsaussagen.

In ihrer jeweiligen Zeitbedingtheit wie einstigen Zeitnotwendigkeit können sie inzwischen gegenseitig verstanden und getragen werden. Innerhalb des europäischen Protestantismus gibt es dafür mit der Leuenberger Konkordie ein Beispiel. Lutherische und Reformierte Christen konnten 1971 feststellen, dass die im 16. Jahrhundert zwischen ihnen entstandene Trennung jetzt aufgehoben ist, weil man sich nun Gemeinschaft an Wort und Sakrament gewähren kann und eine möglichst große Gemeinsamkeit in Zeugnis und Dienst an der Welt erstrebt.

Das Wesentliche des Evangeliums wird heute anders ausgesprochen als damals; diese Erkenntnis versöhnte. Verallgemeinert meint dies, die kontextual-ökumenisch arbeitende Begegnung der Theologie sucht das in allen Kirchen wirkende Wesen des Christentums aufzuarbeiten. Umfangreiches konfessionskundliches Wissen ist dazu unerlässlich, um im Blick auf die Einheit der Kirche den Faktor Geschichte theologisch soweit aufzuarbeiten, dass Schuld und Versagen von Menschen an den Spaltungen in der Christenheit als überwindbares Verhängnis alle in jene Busse führt, auf die Gottes Geist die Kräfte der Erneuerung gießen möge.

Alle gegenwärtige ökumenische Arbeit setzt bei der Geschichtlichkeit der Konfessionen an. Das meint sofort, es gilt die konfessionsspezifische Vorstellung von der Einmaligkeit der Offenbarung wie deren Geschichtsmächtigkeit zu klären. Das ist sofort auch ein Sprach- wie Denkproblem, wenn der historische Befund in seiner gegenwärtigen Relevanz ausgesagt wird. Da

Offenbarung zentrale Inhalte hat, mindestens Christologie, Soteriologie, Wort und Sakramentsverständnis, Ämter, Kultus und Frömmigkeit, ist mithin ein wahres Knäuel von Aufgabenstellungen gegeben; ist doch in all diesen Feldern Streit mit Trennungsfolgen in der Vergangenheit gegeben.

Im Diskurs durch alle Offenbarungsgehalte ist für den Fortgang der Ökumene entscheidend, ob es gelingt, die theologischen Schulmeinungen abzutrennen von katholischer Lehre, die jedem erst möglich ist, weil er auf den Namen des dreieinigen Gottes getauft ist.

Ökumenische Begegnung der Theologien ist daher ein Debattengeschehen im gemeinsamen Bemühen um das, was Kirche eint. Dazu ergänzende Gedanken aus *Lumen gentium*, Art.8 und 13, der dogmatischen Konstitution über die Kirche des letzten Konzils: "Diese Kirche, in dieser Welt als Gesellschaft verfasst und geordnet, ist verwirklicht in der katholischen Kirche, die vom Nachfolger Petri und von den Bischöfen in Gemeinschaft mit ihm geleitet wird.

Das schließt nicht aus, dass außerhalb ihres Gefüges vielfältige Elemente der Heiligung und der Wahrheit zu finden sind, die als der Kirche Christi eigene Gaben auf die katholische Einheit hindrängen".- " Zum neuen Gottesvolk werden alle Menschen gerufen. Darum muß diese Volk eines und ein einziges bleiben ... über die ganze Welt...

Diese Eigenschaft der Weltweite... ist Gabe des Herrn selbst... Kraft dieser Katholizität bringen die einzelnen Teile ihre eigenen Gaben den übrigen Teilen und der ganzen Kirche hinzu, so dass das Ganze und die einzelnen Teile zunehmen aus allen, die Gemeinschaft miteinander halten und zur Fülle in Einheit zusammenwirken".

Der Gewinn dieser Konzilsaussagen besteht darin, dass Theologie nicht mehr als konfessionelle Gegenpositionen, sondern als verantwortliche Bezeugungen christlichen Glaubens zu sehen sind. Bekenntnisse bzw. Bekenntnisschriften in Konfessionen waren nicht primär Gegenbekenntnisse, sondern heute werden sie gesehen als Mitbekenntnisse erwachsen aus der eigenen Taufgnade.

Ökumenisches Wollen ist daher

- niemals ein Subtraktionsverfahren zur Ausmittlung des kleinen gemeinsamen Nenners aller beteiligten Kirchen, sondern immer Entfaltung der Fülle von Glaubenswahrheiten aller Zungen, die unser Gott zur Aussendung und Unterweisung in sein Heil gebrauchen wollte,

- ist niemals christlicher Synkretismus etwa durch additiv wirkender Zusammenfügen aller gewordenen Theologie und christlichen Lebensformen

sondern:

- **Rück- wie Neubesinnung auf den einen Willen Jesu Christi, auf dass alle eine Kirche werden.**
- **eine Theologie der zwischenkirchlichen Beziehungen**
- **Entfaltung der 1948 und 1961 anerkannten, verbindlichen Grundaussagen ökumenischer Versammlungen**
- **persönliche Konfrontation mit anderen Theologie einschließlich der Schattenseiten meines eigenen Standortes**

Begegnung und Diskurs der Theologen also will sowohl die berechtigte Forderung nach der katholischen Fülle der Wahrheit wie das reformatorische Ringen um die Reinheit der Lehre einlösen. Da jedem Christen seine eigene Kirche Kirche Jesu Christi ist, sind Begegnung und Diskurs der Theologen nicht nur für diese, sondern für jeden, der ihr Bemühen anerkennt, eine existentielle Herausforderung.

Die diskutierten Themen werden nämlich rasch zu unseren kritischen Anfragen an je unsere Kirche, dann auch zur nüchternen Bestandsaufnahme des Erreichten in der Ökumene, zur Reflexionsebene der bestehenden Hindernisse auf dem Weg zu noch größerer Gemeinsamkeit. Wir wollen also nicht nur Betroffene sein, sondern Partner, die den Gesprächsführern im pluralen Dialog in konfessioneller Treue immer wieder die Frage stellen, ob über die historisch gewordenen Trennungsgründe hinweg je meine Kirche die Kirche Jesu Christi richtig repräsentiert, oder ob es nicht gerade und zuerst in je meiner Kirche einer tiefgreifenden Revision bedarf, um die Mitchristen in anderen Kirchen nicht allein als von mir getrennte Glieder am Leib Christi zu begreifen, sondern als koexistierende Erneuerungsträger der einen Kirche.

Theologen sind Fachleute auf unterschiedlichen Gebieten unseres Glaubens. Aus ihrem spezifischen Fachwissen heraus darf jeder von uns erwarten, dass sie z.B. die Unterschiede zwischen Glaubenswahrheiten, theologischer Lehre und religiöser Philosophie in ihren prägenden Wirkungen auf die konfessionelle Pluralität der Kirche bei ihren Begegnungen beachten.

Unter dieser Voraussetzung sollten wir bei allen Produkten solcher Begegnungen, also den vielen ökumenischen Papieren bedenken, dass alle unsere Sprachen arm sind, wenn es gilt

Gottes Wirklichkeit zu erfassen. Das meint, alles was da zu Papier gebracht wird, steht unter dem Zeichen der Vorläufigkeit. Theologen schreiben Prolegomena, Vorworte zur Fülle, die Gott uns in seiner Ewigkeit aufdecken wird. Theologen schreiben Systeme, heißen die nun Augustinismus, Thomismus, lutherische Lehre, Calvinismus oder wie auch immer.

Da innerhalb der je eigenen Kirchentradition immer schon Systempluralismus vorhanden ist, führt jede Überbetonung eines System phänomenologisch dazu, definierte Positionen für unaufgebbar zu halten. Systemimmanent ist ein Positionsbezug unerlässlich, weil und sofern er Glaubenserkenntnis manifest macht. Systemvergleichend muß jedoch schon die Traditionslinie jeder Konfession zur Einsicht kommen, dass Systeme Glaubenswahrheit einengen, dem Glauben Freiheit zur Entfaltung nehmen.

Die Theologen, die sich ökumenisch begegnen, arbeiten gerade daran, die je eigenen Systeme wieder so offen zu interpretieren, dass sie als in geschichtlichen Kontexten gefasste Glaubenslehren verständlich werden. Genau in dem Augenblick jedoch, wo dies geschieht, wandelt sich die Enge jedes Glaubens- und Lehrsystems hin zu einer ökumenischen Enzyklopädie aller konfessionell bisher gesondert erfassten Glaubenserkenntnisse.

Alle Sinngehalte von Glauben, einerlei wie sie bisher konfessionell und in Systemen geordnet wurden, gehören enzyklopädisch zur ganzen Erde des Herrn, d.h. sie sind ökumenisch neu so zu ordnen, dass in ihnen ganzheitlich, organisch der Glaube der ganzen Kirche erfasst wird. Unser Haben sind die Konfessionen. Ökumene ist das Soll des Glaubens, der Lehre, der Kirche. Ökumene weist also gerade als Begegnungsgeschehen die Richtung zur sachgemäßen, legitimen Überwindung von Trennung auf. Dieses Begegnen in der Theologie, der theologischen Systeme intendiert Anerkennung durch die zuständigen kirchlichen Gremien bzw. autorisierten Repräsentanten.

Für jeglichen Konsens in der Theologie, der Anerkennung finden kann, ergeben sich nach diesem Durchgang durch das Wollen der Ökumene Normen. Akkommodation, Annäherung und gar Konsens hängen entscheidend ab von dem in den einzelnen Kirchen erarbeiteten Offenbarungsverständnis, das mit Gottes Wort gegeben ist.

Normiert Gottes Wort, so hat die Heilige Schrift fundamentale Bedeutung. Da die gesamte Schrift Glaubenszeugnis ist, tradiert sie über Jahrhunderte Offenbarung. Ohne zeitliche Grenzsetzung kommt es darauf an, ob und wie

das Zeugnis der Zeugen Gottes neue Zeugeschaft nach sich zog. Orientierungen bei dieser Frage liefern die Feststellung, was die Konfessionskirchen gemeinsam als Kern ihrer Glaubenserkenntnisse lehren.

Substanz und Accidens des Glaubens sind zu trennen im Wissen, dass Substanz immer Ausgestaltungen hat. Je näher Ausgestaltungen des Glaubens mit einander praktiziert werden, desto eher wird die Substanz als Kern pluraler Glaubensentfaltung Anerkennung finden und darüber die Einheit über die schon bestehenden Unionen, Interkommunionen, Kanzelgemeinschaften, ökumenisch gestalteten Kasualien der Kirche näher rücken.

Nach so viel Theorie und Hebung unseres Problembewusstseins der Anwendungsfall:

Das Lima-Papier.

Seit der Lausanner Konferenz von 1927 über Glaube und Kirchenverfassung war es Aufgabe der ökumenischen Bewegung Lehrvergleiche zu erreichen. Ein Quantensprung dieser Aufgabenstellung wurde im Januar 1982 mit der Verabschiedung des Lima-Papiers durch die ÖKR-Kommission für Glaube und Kirchenverfassung erreicht. Das Lima-Papier, genannt nach dem Ort seiner Annahme, ist keine Konsens-, sondern eine Konvergenzerklärung über die Themenbereiche Taufe, Eucharistie und kirchliches Amt.

Die Abendmahlslehre ist der Kern dieses Papiers. Festgestellt wurde, dass es bei der Taufe nichts kirchentrennendes gibt.

Zum anderen: Das Abendmahlsverständnis ist seit der Reformation zwischen Katholiken und Protestanten divergent. Konvergent können die Theologen z.B. gemeinsam sagen. Dieses Sakrament hat Christus eingesetzt. Es ist eine Gabe Gottes. Abendmahl ist Verkündigung und Feier der Taten Gottes. Es ist ein einzigartiges Opfer Christi.

Die Gemeinde gedenkt des gekreuzigten und Auferstandenen Herrn, sie weiß um das einmal am Kreuz vollbrachte Opfer und seine anhaltende Wirksamkeit. Der biblische Begriff der Anamnese wird allseits als berechtigter Ausdruck der Vergegenwärtigung des Opfers Christi akzeptiert. In der Eucharistiefeier findet die Gemeinschaft des Volkes Gottes eine Darstellung. Jedes Abendmahl ist Angelegenheit der ganzen Kirche. Der Heilige Geist wirkt Realpräsenz. Gott gibt einen Vorgeschmack der Parusie

Christi und der Vollendung seines Reiches. Die Liturgie hat diese Punkte herauszustellen. Im theologischen Gesamtverständnis dieses Sakraments gibt es also ein hohes Maß von Einvernehmen.

Differenz bleibt im engeren Sinne der dogmatische Konflikt über die Transsubstantiationslehre. Offen ist eine lehramtliche Freigabe von Interkommunion und Interzelebration. Und das hängt am dritten Punkt, des Lima-Papiers, den Lehransichten vom kirchlichen Amt.

Man erklärt, dass das Amt für Leben und Zeugnis der Kirche konstitutiv ist. Die Amtsträger werden als Repräsentanten Christi gegenüber der Gemeinde gesehen. Das ordinierte Amt der Bischöfe, Presbyter und Diakone leitet. Kirchen ohne bischöfliche Sukzession erklärten sich im Lima-Papier bereit, bischöfliche Sukzession als Zeichen von Apostolizität anzuerkennen. Kirchen ohne Bischöfe werden aufgefordert, die Zeichen bischöflicher Sukzession neu zu entwickeln.

Ordination gilt allseits als Voraussetzung der Gültigkeit des Amtes, ebenso die Vorstellung, dass Christus der eigentliche Ordinator ist. Das mag genügen, um den Konvergenzcharakter auch dieser Ausführungen zu erkennen.

Offenkundig zeigte sich der Amtsbegriff als die eigentliche Reibungsfläche zwischen Kirchen mit bischöflicher Sukzession und den Kirchen der Reformation.

Annäherung durch Bewegung heißt in der Ökumene, dass neue Papiere den beteiligten Kirchen zur Zustimmung vorgelegt werden. In diesem bewusst eingeleiteten Verfahrenprozess kam bald heraus, dass evangelische Kirchen mit dem Lima-Papier weitgehend einverstanden waren. Es gilt als angemessen, die Realpräsenz Christi zu betonen und auf eine genauere Klärung der katholischen Wandlungslehre zu verzichten.

Die Unwiederholbarkeit von Christ Opfertod zu lehren und die Wirksamkeit seines Werkes als durch den Geist betrieben zu erklären, wird von Protestanten als Abstandnehmen von Vorstellungen bewertet, gegen die die Reformatoren antraten, weil sie damals eine von der Bibel nicht abgedeckte Meß- und Sühnopferlehre sahen.

Und mit evangelischem Amtsverständnis ist es vereinbar, einen ordinierten Amtsträger an der Spitze der Kirche, ihn als Leiter gerade auch der Sakramentsspendung zu sehen. Von daher plädieren und praktizieren protestantische Kirchen sogenannte offene Kommunion.

Schwieriger war die Aufnahme des Lima-Papiers für die orthodoxe und die Römisch-katholische Kirche. Zwar begrüßte man die Gemeinsamkeiten mit den Protestanten in den genannten Lehrstücken. Aber zugleich betonten sie, im Lima-Papier nicht den vollen Glauben ihrer Kirchen wiederfinden zu können.

Was Protestanten nämlich als offene Fragen im ökumenischen Dialog bewerten, Fragen, deren Klärung nicht unbedingt nötig ist, sofern das noch Trennende als so genanntes Sondergut einer Konfessionskirche respektiert werden kann, dass sind für die orthodoxe und Römisch-katholische Kirche eklatante theologische Defizite.

Rom erwartet eine positive Haltung der ev. Kirchen zur Transsubstantiationslehre. Was mit Brot und Wein geschieht ist für Katholiken ein zentrales Geheimnis des Glaubens. Den Opfergedanken von der Fürbitte her zu verstehen, ist zu wenig. Es dürfe nicht offen bleiben, was denn in der Eucharistie als Opfer Christi Gott dargebracht wird.

Und sofort hängt daran die Anforderung, dass der Amtsträger, der das Sakrament spendet, unzweifelhaft gültig geweiht und in der hierarchisch bischöflichen Ämternachfolge zu stehen hat. Gemäß der Verlautbarung Nr. 79 des Apostolischen Stuhls, 1987 publiziert und bis zur Stunde nicht revidiert, ist daher offene Kommunion erst möglich, wenn eine volle Glaubensgemeinschaft erreicht ist.

Bewertet man diese Reaktionen in der Thematik unserer Ausführungen, so ist zwar festzuhalten, dass ein theologischer Grundkonsens zwar herangewachsen und im Lima-Papier dokumentiert ist, aber dieser hat noch nicht im Gegensatz zur innerprotestantischen in der Leuenberger Konkordie belegten Ökumenefähigkeit die entscheidenden Kontroversfragen der abendländischen Kirchenspaltung, die Abendmahlswandlungsproblematik und den Amtsbegriff, aus dem Weg räumen können.

Alle theologischen Lehrstücke lassen sich bildlich als eine lange, gespannte Gliederkette verstehen. Die Lehrstücke gehen etwa von der Schöpfung bis zu den letzten Dingen, umspannen Gottes ewigen Willen vor und nach aller Zeit. Die Spannung in dieser Gliederkette ist gleichsam elastisch. Bestimmte Glieder lassen sich anheben. Die Kette bekommt gar eine ausgeprägte Spitze, von der her es ein Gefälle zu anderen Gliedern der Lehrkette gibt

Als die Römisch-katholische Kirche die Mitarbeit in der Ökumene aufnahm, war es fast selbstverständlich, dass von der tradierten Gliederspitze

aller Lehrstücke nach Konsens gesucht wurde. Die Spitzenglieder zeigt das Lima-Papier: Amt und Sakrament.

Deutlich machten die Reaktionen auf das Lima-Dokument, dass der Dissens in der Ekklesiologie zu suchen ist. Da hier theologisch besehen die Mauern und Hürden, die in der je eigenen Lehrentwicklung und Glaubensüberzeugung liegen, derzeit nicht überwindbar sind, wurde ein anderes Glied der Lehrkette angehoben, das Lehrstück von der Rechtfertigung, jenes Thema mithin hochgewichtet, das ebenfalls entscheidend für die abendländische Kirchenspaltung ist.

Ökumenisch wurde damit ein Perspektivenwechsel vollzogen im Wissen darum, dass aus einem anderen Blickwinkel vielleicht doch alle im Lima-Dokument ungeklärten Punkte ein anderes Gefälle, eine Lösungsrichtung bekommen könnten. Historische wie theologischen Logik führten dazu, das Lehrkapitel Rechtfertigungslehre vom Lutherischen Weltbund und vom päpstlichen Rat zur Förderung der Einheit der Christen verhandeln zu lassen.

Die "Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre" von 1997 und deren feierliche Bestätigung am Reformationstag 1999 in Augsburg ist ein bilaterales Dialogergebnis.

Die Gesprächspartner bestimmen gemeinsam die biblischen Grundlagen der Rechtfertigung und deren Entfaltung im Blick auf die Sündigkeit des Menschen, Vergebung und Gerechtmachung, Glaube und Gnade, simul iustus et peccator, Gesetz und Evangelium, Heilsgewißheit und die Werke.

Beide Seiten stellen fest, dass "ein Konsens in Grundwahrheiten der Rechtfertigungslehre besteht" und dass die "verbleibenden Unterschiede in der Sprache, der theologischen Ausgestaltung und der Akzentsetzung des Rechtfertigungsverständnisses tragbar sind". Ausdrücklich wird erklärt, die in der "Gemeinsamen Erklärung" vorgelegte Rechtfertigungslehre wird weder von Verurteilungssätzen des Tridentinums noch der lutherischen Bekenntnisschriften getroffen.

Ich übergehe alles Gerangel, die Aufgeregtheiten und Missverständnisse um die "Gemeinsame Erklärung", die es von beiden Seiten gab. Es kann nämlich nicht bestritten werden, dass mehr als 450 Jahre nach Beginn der Reformation hier ein großer Schritt auf einander zu zwischen zwei Konfessionen gewagt wird. Das Gewicht dieses Schrittes ist unübersehbar. Aber es ist auch nur ein Konsens in Grundwahrheiten der Rechtfertigungslehre.

Die im Glied "Rechtfertigung" angehobene Lehrkette hat ja ihr Gefälle. Und so darf es nicht

verwundern, wenn in der "Gemeinsamen Erklärung" abschließend Fragen unterschiedlichen Gewichts angeschnitten werden, Fragen, deren Klärung noch aussteht, speziell "das Verhältnis von Wort Gottes und kirchlicher Lehre sowie die Lehre von der Kirche, von der Autorität in ihr, von ihrer Einheit, vom Amt und von den Sakramenten, schließlich von der Beziehung zwischen Rechtfertigung und Sozialethik".

Die Konsensformulierungen zur Rechtfertigungslehre bestärkten vor allem auf lutherischer Seite diejenigen, die meinten, es seien nun effektive Schritte zur sichtbaren Einheit der Kirche möglich. In der Studie "Communio Sanctorum - Die Kirche als Gemeinschaft der Heiligen", erstellt von einer Arbeitsgruppe der katholischen Deutschen Bischofskonferenz und der VELKD, wurde von lutherischer Seite schon die Überzeugung sichtbar, "dass es gegen einen gesamtkirchlichen "Petrusdienst" als postoralen Dienst an der weltweiten Gemeinschaft der Kirchen und ihrer gemeinsamen Bezeugung der Wahrheit "keine grundsätzlichen Einwände" gebe" wenn denn der Papst sich "in Strukturen kollegialer und synodaler Gesamtverantwortung" einbinden lasse, Eigenständigkeit wie konfessionelle Prägung regionaler Teilkirchen respektiere, ein Vorrang der Heiligen Schrift in Lehrfragen gewährleistet wird.

Zufall oder nicht, genau an dem Tag als die Studie Communio Sanctorum bekannt wurde, am 6. August 2000, wurde auch die päpstliche Verlautbarung Dominus Jesus publiziert. Sie enthält im Blick auf das Petrusamt, das römisch-katholische Verständnis von Kirche, dass nur sie die einzige Kirche Christi sei, nichts neues und genau das ist nach allen ökumenischen Kontakten Roms mit anderen Kirchen überraschend wie ärgerlich.

Hatte schon die Bulle Incarnationis Mysterium, mit der Papst Johannes Paul II. am 29.11.1998 das Heilige Jahr, das an Weihnachten 1999 begann, promulgierte, auf evangelischer Seite Ärgernisse erregt, weil darin das Ablassethema, so als hätte es Luthers Thesen dagegen nie gegeben, vorkam, und hatte der Papst im ökumenischen Gottesdienst aus Anlass dieses Heiligen Jahres am 18. Januar 2000 auch die Bitte um Vergebung für Verhaltensweisen der katholischen Kirche, die der Ökumene geschadet haben, ausgesprochen, so dämpfte die Verlautbarung "Dominus Jesus" auch die geringsten Erwartungen, dass der Papst sich "evangelisch" verhalten könne, d.h. im Sinne lutherischer Vorstellungen nur noch einen pastoralen Petrusdienst ausüben werde.

Das Heilige Jahr hat hier erheblich Sand ins ökumenische Getriebe gestreut. Es knirscht

hörbar und die Hoffnung auf eine kirchenamtlich genehmigte eucharistische Feier von Katholiken und Protestanten wird auf das Jahr 2003 oder 2005 vordatiert.

Ich bilanziere:

In Stichworten ging es in der Geschichte der Ökumene um die Frage einer organischen Union oder Föderation der beteiligten Kirchen; das war 1927 in Lausanne Thema. Zehn Jahre später beschäftigte man sich in Edinburgh mit der Corporate Unity und der Interkommunion von Christen. In Neu Delhi war 1961 die ökumenische Parole "Alle an jedem Ort" bilden christliche Kirche.

1968 wurde in Uppsala Kirche als konziliare Gemeinschaft gedacht. Der Lutherische Weltbund gab auf seiner Tagung 1977 in Dar-es-Salam die Parole von der Versöhnten Verschiedenheit aus. Zwar hat man in Canberra 1991 die Einheit der Kirche nochmals ideal als Koinonia, "die gegeben ist und zum Ausdruck kommt im gemeinsamen Bekenntnis des apostolischen Glaubens, in einem gemeinsamen sakramentalen Leben, in das wir durch die eine Taufe eintreten und das in der einen eucharistischen Gemeinschaft miteinander gefeiert wird, in einem gemeinsamen Leben, in dem Glieder und Ämter gegenseitig anerkannt und versöhnt sind, und in einer gemeinsamen Sendung, in der allen Menschen das Evangelium von Gottes Gnade bezeugt und der ganzen Schöpfung gedient wird", bezeichnet und zugleich angefügt: "Das Ziel der Suche nach voller Gemeinschaft ist erreicht, wenn alle Kirchen in den anderen die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche in ihrer Fülle erkennen können.

Diese volle Gemeinschaft wird auf der lokalen wie auf der universalen Ebene in konziliaren Formen des Lebens und Handelns zum Ausdruck kommen. In einer solchen Gemeinschaft sind die Kirchen in allen Bereichen ihres Lebens auf allen Ebenen mit einander verbunden im Bekenntnis des einen Glaubens und im Zusammenwirken in Gottesdienst und Zeugnis, Beratung und Handeln".

Aber soweit sind wir eben noch nicht. Die Ökumene ist eine noch recht junge Erscheinung in der Geschichte der Kirche. Sie benötigt weitere Reifezeit und von uns Geduld und Weiterarbeit, ganz so wie es Johannes Paul II. in seiner Ökumene-Enzyklika *Ut unum sint* 1995 ansprach. Er wisse, "dass die volle und sichtbare Gemeinschaft aller Gemeinschaften, in denen kraft der Treue Gottes sein Geist wohnt, der brennende Wunsch Christi ist".